

Das Zweisein

Les amants merveilleux, l'extase dans les yeux,
marchaient comme s'ils portaient en eux
un trésor fabuleux, presque miraculeux,
cette immense fortune d'eux. (Edith Piaf)

»Entzücken in den Augen, gingen die wunderbaren Liebenden, als trügen sie in sich einen märchenhaften, fast zauberhaften Schatz: dieses unausmeßbare Glück, zwei zu sein.«

Ungemessen und ohne Maß, über alles Meßbare hinaus ist das Glück, zwei zu sein, sich – und d. h. hier unmittelbar: sich und den Anderen – als zwei zu erfahren. Einer und ein Anderer: zwei. Nicht ein Drittes aus beiden, nicht zu zweit ein Eines, vielmehr *zwei*: Eines *und* – daneben, mit ihm, auch – noch Eines, ein Anderes.

Da ist Einer, ein Einzelner, Besonderer, ein Ausblick und ein Brennpunkt, ein Dieser zu dieser Zeit und an diesem Ort. Und da ist ein Anderer, gerade so Einer wie jener. Sie sind zu gleicher Zeit, zwischen dem Ort des Einen und dem des Anderen und um sie herum ist ein selber Raum: sie sind zwei, sind miteinander, sind miteinander Andere füreinander. Der eine Eine und der andere Eine sind je und zugleich der Zweite, in der älteren Sprache ›der Andere‹.¹

¹ Das Grimm'sche Wörterbuch (Bd. 1, 307) zitiert hierzu ein Hochzeitsgedicht: »dein ander leben kommt itzt auf dich zugegangen, / entrück ihm nicht den mund, entzeuch ihm nicht die wangen.«

Der Eine und der Andere sind jeder bei sich, an ihnen selbst sind sie sie selbst. Doch zugleich sind sie ganz außer sich, bei und mit dem Anderen und auf ihn zu, – sie sagen Ja und sagen Du, hören Ja und hören Du. Das Zweisein ist das Zugleich von Beisichsein und Außersichsein als Beim-Anderensein, es ist die gegenläufige Spannung des Zueinanderseins, die beide Pole in sich mit einschließt. Es ist Ansichhalten und Sich-zu einander-verhalten ineins.

Das ungemessene Glück, zwei zu sein, ist Glück aus dem Zweisein heraus, es ist da und nur da für den Einen und den Anderen, insofern sie sagen können: ich bin der Eine von zweien, ich bin einer, für den Du Du bist, ich bin einer, der für Dich Du ist. Es ist insofern ihr gemeinsamer Schatz, etwas, das ihnen gemeinsam zugehört, als etwas gemeinsam zu Hütendes und zu Verbergendes. Es grenzt sie ab gegen die Übrigen, in der Weise, daß es einen jähnen Raum um sie schafft, einen Raum, der dehnbar ist, ihren Regungen und Bewegungen anheimgegeben, und zugleich, als ihr gemeinsamer Raum, stark und bergend, ein Versprechen von Zuversicht. Ihr Glück ist der Raum ihres Ja-Sagens zueinander.

Zueinander, füreinander, miteinander, – der Eine und der Andere spielen sich einander durch einen Raum hindurch zu, der ihnen ihr Anderer-sein als Einander-sein gibt. Die Erfahrung des Zweiseins unterscheidet sich vom ›Wir‹, in dem zwei zu Einem geworden sind bzw. es für Augenblicke werden; im so verstandenen Wir sehen beide gemeinsam, wie mit einem Blick, sie fühlen gemeinsam, wie mit einer Seele. Zwei zu sein aber heißt etwas anderes, als zu Einem zu werden. ›Einander‹ – dies zeigt ein Verhältnis an, und damit wiederum diese beiden, schon genannten Momente: der Eine und der Andere verhalten in ihrem Gang, halten an sich, sind Andere, – und sie halten auf einander zu, nehmen sich bei der Hand, verhalten sich zueinander. Das ›Einander‹ ist so die Verschränkung der Anderen als Anderer ineinander.

Brecht hat in seinem Lied über die Kraniche das Miteinandersein besungen: »Daß so der Kranich mit der Wolke teile / Den schönen Himmel, den sie kurz befliegen (...) Daß also keines länger hier verweile (...) Und keines andres sehe als das Wiegen / Des andern in dem Wind, den beide spüren / Die jetzt im Fluge beieinander liegen (...) So mag der Wind sie in das Nichts entführen / Wenn sie nur nicht vergehen und sich bleiben« (Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny, 535 f.) Das Verschränkungsverhältnis des Zweiseins ist eine Bewegung. Zwischen dem Einen und dem Anderen ist ein Spannungsfeld, das sie zugleich umgibt; es geschieht etwas zwischen ihnen, das sich mit ihnen begibt und für sie ergibt. Zwei zu sein, – das ist sowohl etwas, was außerhalb ihrer besteht, wie es doch zugleich nichts ist als sie beide, die aufeinander zugehen. Alles, was mit ihnen geschieht, geschieht zwischen ihnen, zieht sie herein, läßt Eines dem Anderen als ein Eigenes zugeeignet sein.

Im Verhältnis ihrer Verschränkung bleibt Einer der Andere des Anderen. Jeder ist an seinem eigenen Ort, ein Ausgang und ein Ende, ein Eigenes. Doch zugleich sind sein Ort, sein Eigenes, seine Besonderheit je ein Geteiltes. Der Eine teilt seine Welt mit dem Anderen, wie man einen Raum, vielleicht eine Ansicht teilt (»Daß so der Kranich mit der Wolke teile! Den schönen Himmel, den sie kurz befliegen«). Er gibt ihm Teil an seiner eigenen Sache, läßt ihn mitreden und einsprechen. In seinem Eigenen geht der Eine auf den Zweiten zu, derart, daß er ihn bei sich ankommen läßt. Durch die Mit-Teilung öffnet sich der Raum des Einen wie der des Anderen, weil sie sich verschränken, überkreuzen, aneinander verändern. Die Perspektiven und Bahnen ihrer Landschaften verrücken einander. Der geteilte Raum, der ein in sich gedoppelter Raum ist, erhält den Charakter des Unausgemachten, Spielerischen, Offenbleibenden, er gerät in die Schweben.

Der geteilte Raum des Zweiseins ist ein Raum des Sprechens und Hörens. Indem der Eine und der Andere als sie selbst sind, in ihrem Eigenen, treten sie, insofern sie zwei sind, zugleich hinaus in die Sichtbarkeit und Hörbarkeit der offenen Landschaft – im Ansprechen, Sich-aussprechen, im einfachen Sich-sagen wie im Aufhorchen, Eingehen, Annehmen. Ihr Sich-einlassen auf das Zweisein ist ein gegenseitiges – und sei es auch verschwiegenes – Lautwerden. Das Lautwerden als Eintreten in die Dimension des Sprechens und Hörens ist das ursprüngliche Aufnehmen bzw. Übernehmen des Verhältnisses, das Sich-einlassen auf die Zweiheit.

Das ursprünglich Verlautende im Zweisein ist das »Du«. Du sagen heißt, von einem Anderen zu einem anderen Anderen hinüber sprechen. Indem sie Du zueinander sagen, weiß das Eine sich aus dem Bezug zum Anderen und von diesem her selbst als ein Anderes. Sich selbst als Anderen erfassen, meint, auf sich selbst allererst, von einem Anderen her, zu kommen, meint aus dem und in dem Wechselspiel von Sich-sehen-lassen, Gesehen-werden und Sehen in einem Feld unvertrauter Vertrautheit seinen Aufenthalt nehmen, aus dem Zweisein heraus der Eine sein. Indem sie zwei sind, nehmen der Eine und der Andere je die Sicht des Anderen mit auf in die eigene; sie sehen dasselbe, wohl wissend und übernehmend, daß es zugleich nicht dasselbe ist. Sie sehen somit von zwei Seiten zugleich, weil sie in einem gemeinsamen Raum sehen; ihr Sehen entschränkt sich, weil sie und damit ihr Sehen ineinander verschränkt sind.

Der Eine und der Andere sprechen zueinander in der Weise eines wörtlich verstandenen Kom-promisses, d. h. des sich gegenseitig ein Sprechen und Hören Versprechens, derart, daß sie ihr Sprechen wie ihr Sehen füreinander aufschließen. Sie reden jeder mit der Zunge des Anderen, um das Eigene zu sagen, und mit der eigenen Zunge, um die Sache des Anderen zu vertreten. Ihr Kompromiß ist der gegenseitige Einspruch

ineinander, ein zwiefältig gemeinsames Sprechen, das weit davon entfernt ist, sich auf ein (vernünftiges) Eines, das über oder jenseits ihrer wäre, geeinigt zu haben. Ihr Sprechen bleibt strittig und zweideutig, wie ihr Raum, wie ihr Zwei-sein, wie ihr Glück zweideutig ist. Sie vermögen es, in beiden Deutungen spielerisch beieinander zu sein, als Andere Eines zu sehen, mit Einem umzugehen.

Das Glück des Wechselspiels im gemeinsamen Raum des Zweiseins hat einen entschiedenen Augenblickscharakter. Das Zweisein währt eine Zeit lang, die Zeit einer gemeinsamen Weile. Der Eine und der Andere gehen ein Stück Weges zusammen, durch die Zeit, durch den Raum, nebeneinander oder aufeinander zu. Daß sie zwei sind, daß sie miteinander sind, heißt, daß sie jedes für sich in ein Gemeinsames eingetreten sind, in dem sie vom Verschwinden bedroht bleiben, aufblitzend-verglimmend, gerade indem sie hinausgehalten sind in den Bezug zum Anderen hin. Der Eine wie der Andere mögen vor ihrer Begegnung da gewesen sein, sie waren und sie sind auch in anderen Verhältnissen, zuweilen auch in jenen ganz hingeeben und ganz zurückgehalten. Auch ihr Zweisein ist wie sie selbst ein endliches, und Endlichkeit heißt eben auch dies: radikale JEWeiligkeit und jeweilige Ausschließlichkeit im Verhältnis, ausschließendes Sich-einlassen auf die Besonderheit des je einzelnen Bezugs.

Die ausgezeichnete Zeitlichkeit des Zweiseins hebt es aus dem gewöhnlichen Zeitfluß heraus, bedeutet ein eigentümliches Weilen und Währen, das den Charakter des Glückhaften und des Glückenden und damit des Augenblickshaften hat, in dem eine – sei es kürzere, sei es längere – Erstreckung sich gleichsam in einen Punkt zusammennimmt, sich als ein Einshaftes ineinanderspiegelt. Auch das Märchenhafte, das »fast Zaubrerhafte«, das dem Schatz des Zweiseins zugehört, unterstreicht seine JEWeiligkeit und Augenblicklichkeit. Ein Märchen erzählt eine Begebenheit, die zu einer Verschränkung

von Besonderheiten führt, so daß aus ihnen eine einzigartige Konstellation zusammenschießt, die wie in einem Bild gesammelte Situation einer Wunderwelt, die ihre Auflösung, das Entwirrtwerden des Knotens, das Lösen ihres Zaubers zugleich notwendig schon in sich birgt. Ein Zauber, der unbegrenzt währte, wäre kein Zauber, wäre undenkbar; von seinem Eintreten an ist er auf sein Ende hin angelegt. Ein Wunder begibt sich irgendwann. Der wunderbare Augenblick des Zweiseins bedeutet Aufnahme und Abbruch, Zueinanderhalten und Auseinanderhalten ineins.

Zwei zu sein meint ein endliches Sich-aufeinander-einlassen, die wollend übernommene Entscheidung, eine andere Besonderheit zu der eigenen und in die eigene Besonderheit zu- und einzulassen. Das Zwei-sein ist die in sich gedoppelte Bewegung des Aufeinander-zugehens. Beide Bewegungen erfüllen sich gegenseitig in sich; in ihrer gegenseitigen Offenheit bilden sie trotz der Wahrung des jeweiligen Andersseins ein Rundes. Die sich die Hand reichen, stellen sich aus dem Zeitfluß heraus, versammeln ihn auf ihren Augenblick (»Solange kann sie nichts berühren«). Das »Solange« des Ja ist der Augen-Blick, in dem das Einanderzugetansein geschieht. Das Eine ist dem Anderen zu-, hinzugetan, so sind sie nicht Eines und dann noch Eines, sondern zwei. Doch ist eben dies, das Hinzutun oder auch das Zugetansein, eine momenthafte Bewegung, ein Ereignishaftes, etwas, das geschieht, solange es geschieht.

Mit der Betonung der Augenblickshaftigkeit soll keine Dauer abgewehrt, keine andere, geringere Dauer behauptet werden. Der Augen-Blick braucht (verbraucht) keine Zeit, so wenig wie der Abschied eine Zeit nur beendet oder das Wiedersehen eine Zeit nur beginnt. Das Glück des Zweiseins ist un- ausmeßbar, d. h. auch, durch keine Zeitspanne abzählbar oder wiederzugeben. Die Zeit des Zweiseins ist eine andere Zeit, Zeit des Andersseins.

»Unter den Strohsandalen endet der Weg, den er einst kam. / Kein Vogel singt. Rote Blumen blühen in herrlicher Wirre.« (Der Ochs und sein Hirte, Zen-Geschichte aus dem alten China, 46) Aber vielleicht ist es so, daß der Weg nur in der Begegnung enden kann, in dem Blick, der der des Anderen ist? In dem ich nicht mich finde, sondern ihn, – und der doch, da er mir begegnet, da er sich mir erwidert, mich, mein Auf-ihn-Zublicken aufhält und hält, wie ich ihn halte und aufhalte? Indem er auf mich stößt, wie ich auf ihn, enden – augen-blicklich – unsere Wege. Und zugleich: »plötzlich: gegen dir über, werd ich im Auge geboren.« (Rilke, Vorfrühling) Vielleicht auch in meinem eigenen?

Schließt das Zweisein als Einandersein das Anderessein ein, so bin ich – wie Du – Anderer, Dir Anderer und mir Anderer. Der Eine und der Andere sind der Andere und der Eine, für den Anderen wie für sich. Das heißt, in der Erfahrung des Zweiseins entfaltet sich nicht allein der Zwischenraum zwischen mir und Dir, vielmehr auch der zwischen mir und mir. Trete ich aus mir heraus, indem ich zu Dir hin bin? Werde ich selbst zwei? Bin ich mir selbst Grenze, Enden und Anfangen? Wie kann das Eigene fremd und anders werden? Das Fremde zugeeignet?

Das Ja-Sagen ist zugleich ein Ja-Fragen. Die Frage nährt sich aus dem Nein und Nicht, das der Eine wie der Andere als je sich selbst Andere auch sich selbst sind. Sie fragt den Anderen nach dem eigenen Sein. Wenn Ja-Sagen An- und Übernehmen besagt, so ist das Ja-Fragen ein Versuchen, Erbitten, Anbieten von Annahme. Eines solchen Angenommenwerdens und Annehmens aber ist das Eine als das Andere bedürftig, weil es sich selbst anders geworden ist, es ist offengelegt, nicht mehr geschützt durch die Sicherheit des Selbst, das zu einem schwebenden Grund geworden ist. Als Andere sagen der Eine und der Andere Nein zu sich selbst als Kriterium für Sicherheit, Gewißheit und Dauer. Nicht, als seien sie Andere nur im

Das Zweisein

Zwei-sein. Aber das »unausmeßbare Glück, zwei zu sein«, ist eine besondere Weise, sich ins Anderssein ausgesetzt zu erfahren.